Der Wolf.

Ein Märchen von Rene Bazin.

Es war einmal ein großer Wald und in diesem Walde ein Schloß und auf dem Schlosse wehte, so Tag wie Nacht, eine stolze, weithin sichtbare Fahne, und auf den Mauern standen bewaffnete Mannen Wache, und die Matrosen dort auf dem Meere sahen deren Waffen gleißen und glitzern.

In dem Schlosse aber wohnte eine ganz wunderschöne Maid mit goldigem Haar: Isolde. Und allüberall, wo man diesen Namen nannte, war er mit heißen Segenswünschen vereint.

Isolde war nämlich ebenso schön als gut. Sie einte die Schönheit des Antlitzes mit der Schönheit des Herzens. Die Thiere folgten ihr, um sie zu sehen, die Armen vergaßen ihr Elend, wenn sie Isoldens Lächeln sahen. Ein kleiner Wolf, der allmälig groß geworden war, folgte ihr auf Schritt und Tritt, und wenn die schöne Isolde zur Kapelle emporstieg, um zu beten, gesellte sich stets der Wolf zu ihr und kauerte sich ihr zu Füßen.

Dort, in jener Kapelle, vermählte die schöne Isolde sich mit Ritter Alain. Sie schwuren einander ewige Treue und nahmen das Meer, den Wald und den Wolf als Zeugen dieses Schwures.

Das ganze Land war des Jubels voll, und als man die goldenen Ringe an Isoldens und ihres Gatten Finger sah, da freuten sich alle die Armen und Elenden, daß zwei goldene Herzen sich für's Leben gefunden hatten und glücklich sein sollten, wie sie's verdienten.

Da eines Tages mußte der Ritter hinaus in den Krieg, und vom Söller des Schlosses wehte ein weißer Schleier ihm lange, lange den Abschiedsgruß nach, so lange, als das Schiff sichtbar blieb, das den Ritter entführte. Und Conan, der Bandit, nützte die Zeit aus und drang, als Pilger verkleidet, in das Schloß ein und öffnete dieses seinen Gesellen.

Was er wollte, war aber nicht die Fahne des Feindes, nicht dessen Schloß, nicht dessen Schätze und Reichthum, nicht dessen Herrschaft, sondern Isolde.

Isolde aber floh.

Sie floh den Berg hinan, ohne sich nach dem brennenden Schloß umzusehen, hin zur Kapelle, dort, mitten im Walde. Drei Männer warfen sich dort auf sie, als sie, über ein Wurzelgeäst strauchelnd, zu Boden fiel.

Der Wolf aber sprang die Räuber an und schlug sie in die Flucht. Diese legten ihre Bogen an und schossen ihre Pfeile ab. Ein Todesschrei ward gehört — und Isolde lag todwund in ihrem Blute auf den Stufen der Kapelle. In diesem Augenblicke eilte der Ritter Alain, der wieder gelandet war, hoch zu Rosse herbei, und oh, welch' ein Blutbad richtete er unter den Räubern an!

Und nun Du, mein Rabe, der Du zu jener Zeit vorübergeflogen und Alles gesehen, erzähle, was weiter geschehen!

„Ich habe den Kreuzweg vom Blute geröthet gesehen; ich habe den Leichnam eines schönen Weibes auf den Fliesen der Kapelle gesehen, das Herz von einem Pfeil durchschossen und das Blut langsam aus der Wunde hervorsickernd. Ich habe einen Wolf gesehen, der zähnefletschend und blutgeifernd auf drei Leichnamen lag, ich habe einen Ritter gesehen, der sich, verzweiflungsvoll weinend, über den Leichnam des todten, herrlichen Weibes hin warf."

Und nun Du, mein Rabe, der Du auch ferner vorüberflogst und Alles gesehen, erzähle, was weiter geschehen?

„Ich sah einen Schmerz enden, der ewig hätte dauern müssen, ich sah ein anderes junges Weib an des Ritters Seite in das Schloß einziehen, von welchem das Banner flatternd herabwehte, ich sah die Kapelle von den Menschen allen vergessen und verlassen. Ich sah einen Wolf, der trotz der Jahre treu geblieben ist und das Grab seiner todten Herrin bewacht, und der heult und der stöhnt; und wenn ein Fremder dem Grabe sich naht, die Zähne fletscht und Niemanden zuläßt."

Und nun Du, mein Rabe, der Du vorüberflogst und Alles gesehen, erzähle, was weiter geschehen?

„Ich habe einen Ritter auf dem Söller gesehen, der sein neues Lieb gar innig umschlang, und habe einen grauen Wolf gesehen, der auf dem Grabe seiner Herrin sein Leben geendet."

Genug, genug, Du mein Rabe, Du hast zu viel gesehen, zu viel — —

— Vorsichtig. Oberförster: „Aber Herr Baron, warum haben Sie denn nicht auf den Eber geschossen; waren Sie denn nicht nahe genug, um schießen zu können?" Baron: „Wie haißt, nicht nahe genug? Nahe genug war ich schon, aber nicht weit genug, — da werd' ich mer hüten und schießen!"

— Prüde. Frau A.: „Sagen Sie, verehrte Freundin, Sie sind nun 76 Jahre alt und haben sich in diesem hohen Alter noch verheirathet?" Frau B.: „Ja, sehen Sie, das hat seinen guten Grund; mein jetziger Mann, den ich vor vier Wochen geheirathet habe, kam immer so viel zu mir und hatte ich schließlich Angst, die Leute könnten darüber reden."

— Letzter Trumpf. Fräulein: „Ein für alle Mal, lassen Sie mich in Ruhe mit Ihren Erklärungen, mein Herr. Ich will nicht Ihre Frau werden." Geck: „Warten Sie nur, mein Fräulein, bis mein neuer Pariser Anzug kommt; da werden Sie anders reden."

Die spanische Frau.

Von Emilia Pardo de Bazan (Madrid).

Ueber die spanische Frau hat sich, geschaffen von der Literatur und der Kunst, eine ganze Legende gebildet. Die Dichter, die Schriftsteller, die Musiker — besonders die französischen — haben aus der spanischen Frau ein glühendes und leidenschaftliches Wesen, etwas ganz specifisch Romantisches gemacht: die wilde „Gitana" oder die capriciöse große Dame, die mit den Trocadors vertraut ist. Es ist wohl an der Zeit, ein weniger pitoreskes, aber treueres Porträt zu zeichnen. Ich will versuchen, die wahre Physiognomie einer Frau zu schildern, die in der Geschichte hervorgetreten ist und hohe und ernste Eigenschaften besitzt, aber freilich nur in Ausnahmefällen das sonderbare und feurige Seelenleben zeigt, das man ihr zugeschrieben hat — zugeschrieben hat auf den Credit von Romandichtern, die nach einer erotischen Poesie ganz aus Flitter und Rauschgold suchten.

Erinnern wir uns zunächst daran, daß Spanien von sehr verschiedenen Rassen (unter denen man selbst einige, die nicht zu den Ariern gehören, nennen könnte) bevölkert und bewohnt wurde. Die Verschiedenheit der Rassen und der Gegenden, die allmählig die spanische Nationalität gebildet haben, mußte nothwendigerweise die Verschiedenheit der weiblichen Typen in physischer und moralischer Hinsicht zur Folge haben. Wir sprechen hier gar nicht von den Süd-Amerikanerinnen, die der spanischen Rasse angehören, und selbst nicht einmal von den Creolinnen unserer Antillen; wir beschränken uns auf die Halbinsel und stellen fest, daß es da mindestens ein Dutzend spanischer Frauentypen giebt, die, einiger gemeinsamer Züge ungeachtet, ganz verschieden, ja einander entgegengesetzt sind. Es ist schwer, sich einen frappanteren Gegensatz vorzustellen, als den zwischen der südspanischen Frau und der aus dem Norden oder Nordwesten. Bei der ersteren merkt man sofort das maurische Blut, manchmal findet man sogar den reinen Charakter der semitischen Rasse; bei der anderen beobachtet man das Fortleben der iberischen, germanischen und celtischen Elemente. Die Frau des Südens hat einen braunen Teint, schlanke Taille, schwarzes Auge, gewölbten Fuß; die des Nordens ist oft blond oder rothhaarig, weiß, frisch, kräftig, sie liebt die Arbeit und Sparsamkeit, während die Südländerin mehr indolent ist und gern nach arabischer Sitte eingesperrt leben würde. Nirgends, im Norden wie im Süden, würde man so leicht viele Exemplare der Frau mit dem brennenden Herzen, der tragischen Heroine aus den Erzählungen Mérimées finden. Die Frauen, die aus Liebe oder Eifersucht Verbrecherinnen werden, sind in Spanien selten; hier ist es vielmehr **der Mann, der mit dem Messer spielt.**

Uebrigens wissen wir durch die interessanten Untersuchungen unserer hervorragenden Criminalistin Frau Arenal, daß die Criminalität der spanischen Frau im Verhältniß zu der des Mannes wie 2:20 steht. Die Frau aus dem Volke ist in Spanien arbeitsam, besonders in den Ackerbau treibenden Gegenden des Nordens; in Galizien z. B. verrichtet sie die Feldarbeiten zusammen mit dem Manne und manchmal ersetzt sie ihn, wenn die Auswanderung diese Gegenden entvölkert. Trotz des Kräfteverbrauchs, den diese harten Arbeiten erfordern, ist die Frau aus dem Volke sehr nüchtern, sie weiß nichts von Alkoholismus, ißt wenig und kennt das Spiel nicht.

Die spanische Frau ist gesund und normal, trotz der wenig hygienischen Lebensweise der bürgerlichen und adeligen Gesellschaft, sie erreicht im Durchschnitt ein höheres Lebensalter als der Mann. Sie ist, besonders im Norden, sehr fruchtbar; Häuser mit zwölf Kindern sind nichts Außergewöhnliches. Die Stellung der spanischen Frau als Mutter und ihre Bedeutung trägt fast den Charakter der Uebertreibung. Vor kurzer Zeit hat ein großer Dramatiker, Echegaray, mich darauf aufmerksam gemacht, wie leicht es sei, das spanische Publikum in Bewegung zu versetzen, wenn man die Saite des Muttergefühls berührt. Man darf sagen, das Muttergefühl und nicht die Liebe ist es meist, die das Herz der spanischen Frau schlagen macht. Bemerken wir auch eine besondere Nuance: die Liebe gründet sich in unserer Rasse auf die Eifersucht. Der Spanier hat die Herrschaft der Mauren nicht vergessen und in seinen Beziehungen zur Frau ist er vor Allem eifersüchtig, voll von Leidenschaft und Mißtrauen. Dieser Seelenzustand ändert sich in den Beziehungen des Sohnes zur Mutter. Wenn der Liebende und der Gatte immer mißtrauisch sein müssen, so muß der Sohn im Gegentheil von absolutem, blindem, fanatischem Vertrauen sein. In den Volksliedern und in der ganzen spanischen Poesie ist es ein Gemeinplatz, die Hingabe und Treue der Mutter der Undankbarkeit, Unbeständigkeit und Treulosigkeit der Geliebten gegenüberzustellen.

Was die Religiosität der spanischen Frau betrifft, so ist sie, wie die Italienerin, als abergläubisch, ja, sagen wir es heraus, als ein wenig fetischistisch bezeichnet worden. Man könnte diese Anklage durch Thatsachen widerlegen, daß die Spanierin in den Zeiten des Glaubenseifers und Mysticismus intellectuell höher stand als heute. Im 15. und 16. Jahrhundert war die Frau um so gläubiger, je gelehrter sie war. Damals erzeugte Spanien eine Reihe von Gelehrtinnen und Philosophinnen: die große heilige Therese, die verehrenswürdige d'Agreda, Donna Oliva Saburo. Heutzutage ist die spanische Frau zweifellos gut katholisch, aber wir haben nicht mehr diese hervorragenden Frauen: Theologinnen, Ekstatikerinnen, Seherinnen, die der Heilige Geist besucht; ja wenn sie aufträten, würden sie mit äußerstem Mißtrauen betrachtet werden.

Der Luxus gehört nicht zu den Fehlern der spanischen Frau. Wenig Raffinement, vielmehr eine gewisse Coketterie, das Bedürfniß fein chaussirt zu sein und eine frische Toilette zu haben. Der Mangel an künstlerischer Bildung trägt wahrscheinlich zur Verringerung ihrer Bedürfnisse bei. Sie liebt ein schönes Kleid, einen Schmuck, einen Schuh, der ihren Fuß recht vortheilhaft zur Geltung bringt, aber sie träumt nicht von Gemälden, Möbeln, Spitzen, Equipagen, Bibelots, von glänzenden Gärten und dieser Wäsche, die Tausende von Francs kostet: sie wird vergnügt ihre Olla potrida essen, Wasser trinken und in sehr bescheidenen Betten schlafen. In Spanien ist es nicht der Luxus der Frauen, der die großen fürstlichen Familien ruinirt hat. Ich habe bemerkt, daß die alten Jungfern und die Wittwen in Spanien von sehr wenig leben, Ersparnisse machen und manchmal das von den Männern zerrüttete Vermögen wiederherstellen.

Die Spanierin besitzt eine lebhafte Intelligenz und eine Begabung, die sie in zahlreichen Fällen bewiesen hat; aber im Punkte der Erziehung ist sie sehr zurückgeblieben. Spanien muß zu den Nationen gezählt werden, die es geradezu als Dogma aufgestellt haben, daß die Frau unwissend bleibe. Obgleich gesetzlich berechtigt, an allen Universitäts-Kursen theilzunehmen, hat das junge Mädchen doch von dieser Berechtigung keinen Vortheil. Die herrschenden Ideen über die Mission und die Stellung der Frau, die alte, in unseren Sitten fortlebende arabische Eifersucht widersetzen sich der Erwerbung ausreichender Bildung durch die jungen Mädchen. Eigenartig ist die Thatsache, daß in unserem kleinen Nachbarlande Portugal der Unterricht der Frauen unendlich größere Fortschritte gemacht hat als in Spanien: während wir nur einen weiblichen Arzt haben, giebt es in Portugal mindestens sechszehn, die diese Kunst ausüben.

Was man an Bildung und Kenntnissen für die jungen Mädchen als ausreichend und angemessen betrachtet, das ist sehr wenig. Bei denen aus dem Volke etwas Lesen und Schreiben — Gott weiß, wie! In den bürgerlichen Klassen die Grammatik, der Katechismus, Zeichnen, Geographie, Piano, kleine Nadelarbeiten — allenfalls eine oder zwei Sprachen, die man jämmerlich genug stottern lernt. In den hohen Klassen, bei den sehr reichen Familien, macht man die lebenden Sprachen zur Grundlage, man hält eine französische oder englische „governess", aber das ist auch Alles: andere Kenntnisse sind den jungen Mädchen verboten. Der Unterricht beschränkt sich auf die Mädchen von 8—15 Jahren. Nach dem 15. Jahre lernt das Mädchen überhaupt nichts mehr, sie ist jetzt reif zur Ehe. Findet sich der sehnlichst erwartete Freier nicht, so hält man die Existenz des Mädchens für verfehlt.

Selbst zugegeben, daß der einzige Lebenszweck der Frau die Ehe sei, darf man wohl sagen, daß sie, so unvollständig gebildet, so schlecht auf ihre ernsten Pflichten vorbereitet, unmöglich sein kann, was sie sein sollte. Das Glück, die Harmonie in der Ehe ist darum in Spanien nicht sehr häufig. Man wird schwerlich anderswo als in Spanien so leidenschaftliche Liebhaber — und so gelangweilte und kühle Ehemänner finden. Während der wenigen Monate vor der Hochzeit sind die jungen Leute gleichsam toll vor Liebe; 14 Tage nach der Eheschließung begleitet der Mann (wenn er noch geruht, sie zu begleiten) seine Frau, ohne sie anzusehen oder ein Wort an sie zu richten. Der Mann hat in seiner Frau keine Seele gefunden, keine Intelligenz, und darum ist er entnüchtert, vielleicht ohne es zu wollen oder zu gestehen, vielleicht in der Meinung, es müsse so sein. Es ist sehr selten, daß der Ehemann nicht nach dem ersten Jahre der Ehe seine Junggesellengewohnheiten — das Café, den Club, seine Freunde u. s. w. — wieder aufnimmt. Diesen schweren Fehler der spanischen Frau, ihren Mangel an Bildung, ihre Ignoranz sogar auf specifisch weiblichen Gebieten, darf man jedoch nicht eigentlich ihr zur Last legen. Er ist das Ergebniß sehr complicirter Gründe: der Zustand der spanischen Gesellschaft, die Vorurtheile der Eltern u. s. w. müssen dabei in Rücksicht gezogen werden.

Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse, die geeignet sind, alle guten Anlagen im Keime zu ersticken, hat Spanien autodidaktische und darum um so achtungswerthere Frauen von Verdienst hervorgebracht. Unser Jahrhundert hat lyrische Dichterinnen wie Karolina Coronado und Gertrudis Avellaneda, Romanschriftstellerinnen wie Cäcilia Böhl de Faber; Frauen, die sich in den juristischen und sociologischen Studien, in der Pädagogik, der Musik, der Malerei, der Politik ehrenvolle Plätze erobert haben. Aber das sind immer glänzende Erscheinungen, die mehr Staunen als Wohlwollen und ehrliche Bewunderung hervorgerufen haben. Was für Spaniens Fortschritt nöthig wäre, das wäre eine gediegene ernste, vollständige Erziehung der Frauen; aber das ist vielleicht ein Traum, denn schließlich ist der Unterricht für die Männer in Spanien auch weit von dem entfernt, was er sein sollte. Im Ganzen nimmt die spanische Frau in dieser Epoche des Uebergangs eine schwankende Stellung ein: sie hütet nicht mehr das Haus, um ihre Spindel zu drehen, aber sie ist auch noch nicht zum Bewußtsein ihrer Rechte gekommen.

Die kleine Tettenborn.

Von Ch. Zoeller-Lionheart.

Wir hatten den Kameraden zu Grabe getragen. Mit klingendem Spiel zog die Regimentsmusik von dem Garnisonkirchhof in der Hasenhaide ab.

Wir, die wir nicht zum Regiment gehörten und dem Freunde die letzte Ehre freiwillig erzeigten, schüttelten uns jetzt zum Abschied die Hände. Einige der Officiere bestiegen die harrenden Wagen, andere zogen truppweise den Pferdebahnen entgegen.

Freund Waldow hakte vertraulich seinen Arm in meinen. „Hast Du Zeit, alter Junge?"

Als wenn ein Officier, der eben den Dienst quittirt, keine hätte! „Zu viel," sagte ich mit einem schweren Athemzug.

„Na, dann laß uns zu Fuß gehen, willst du? Könnten uns bei der Gelegenheit auch mal Berlin von der Kehrseite anschaute, die wir im Westen nicht zu sehen bekommen."

Ich war einverstanden. Wir schritten eine Weile an den dunklen, ernsten Tannen auf weißleuchtendem Sande hin, hörten von den Schießständen das dumpfe Knallen, sahen die Kinder des Volkes sich von den Sandhügeln kollern, spendeten einem „Pennbruder" mit rother Schnapsnase, Ballonmütze im Nacken und Wollenshawl dreifach um den schmutzigen Hals gewickelt, unsern Obolus. Dann durchquerten wir eine der Seitenstraßen und gelangten planlos an die schattende Allee des Canals.

„Maibachufer" las ich ab. Wie der Name zu dem lauen Frühlingstage stimmte! Veilchengeruch in der weichträumerischen Luft, vermischt mit dem narkotisch süßen Duft der blühenden Akazien. Wie Kerzenpyramiden standen die rothblüthigen Kastanien zwischen den saftgrünen Blättern. Sonst hatte die Gegend mit ihren Schutt- und Steinplätzen, dem trägfließenden, schmutzig-grauen Wasser nichts Verlockendes. Aber sie war menschenverlassen und gab zweien, die sich seit Jahrzehnten nicht gesprochen, Gelegenheit, sich ruhig auszuplaudern.

Waldow fragte nach diesem und jenem, der mit uns im Lebensmai Zimmerkamerad auf der Kriegsschule gewesen. Einen hatten wir just zu Grabe getragen. Drei machten Carriere. Von dem kleinen Feldau wußte ich nichts.

„Aber ich," lachte Waldow. „Wir haben in Mainz eine Zeit lang in einem Regiment gestanden, als er Mal dahin abcommandirt war.

„Schneidiges Kerlchen!" sagte ich.

„Hm. Meine Frau wollte nicht von einem Umgang wissen. Die Feldaus waren uns zu fein. Paßte nicht zu unsern Verhältnissen. Imponirte den andern aber riesig mit seinem Chik, Weinkeller und künstlerisch stilvollen Einrichtung."

„Heirathete ja wohl damals die kleine Tettenborn, das bildhübsche Radieschen mit der Viertelmillion?"

„Richtig. Schlug alle Concurrenz glänzend aus dem Felde mittelst seines nadelspitzen Riesenschnurrbarts und seiner schwarzen Glasaugen und mißachtete alle Sticheleien von wegen des dicken, seligen Schwiegerpapas, der als fliegender Wursthändler seine Militärlieferantenlaufbahn begonnen haben sollte. Hat ja auch ganz recht daran gethan. Die kleine Tettenborn war zum Anbeißen niedlich, ganz willenlos, und fügsam wie ein Kind. Und ein Kind an Jahren und Unerfahrenheit war sie in der That noch, als er die kleine Waise frisch aus der Pension weg heirathete und . . . Mein Himmel, was ist das?"

Wir waren bis zu einer Brücke gelangt, auf welcher ein dicht zusammengedrängter Volkshaufen: Arbeiter, Frauen mit Umschlagtüchern, Kinder in Pantinen, über das uns abgekehrte Brückengeländer gebeugt, in das Wasser zu spähen schienen. Wir drängten uns mitten hindurch und hielten Nachfrage, weshalb die Schiffer in dem kleinen Rettungsboot mit Stangen und Haken im trübflüssigen Wasser umherfischten.

Ehe noch eine Antwort kam, hatten sie den grausigen Fund gethan. Eine leblose Frau mit zwei Kindern zusammengeschnürt zerrten sie an die Oberfläche bis ins Boot. Durch die johlende Masse brachen wir uns Bahn an die Ufertreppe, an der schon zwei Schutzleute Posto gefaßt und uns höflich Bescheid thaten.

Die Frau habe sich vor ein paar Minuten, als sie sich unbeobachtet glaubte, mit ihren Kindern da vom kleinen Steg, der zum Spreekahn führe, hinuntergestürzt. Ein Junge habe das aber von der Luke des Kahnes mit angesehen und Alarm geschlagen. Der Schiffer und seine Knechte hätten sofort das Rettungsboot bestiegen und nachgesucht. Hoffentlich sei noch Leben in den dreien.

Sollte man es wünschen? Wer den dunklen Weg beschreitet, thut ihn nicht gern zurück!

In diesem Augenblick landete das Fahrzeug. Die Schiffer trugen ihre Last hinauf. Ganze Fluthen von Wasser strömten aus den Kleidern und Haaren der Unglücklichen. Einen Blick auf die schlaff Hingestreckte, an deren Brust geklammert noch die Kinder lagen, und wir starrten uns tödtlich erschrocken an. Aeffte uns eine Aehnlichkeit, oder spiegelte uns das eben Besprochene nur eine gräßliche Vision vor? Ich blickte angstvoll forschend Waldow an. Er war blaß bis in die Lippen. Und er starrte wieder mich entsetzt an.

„Es kann nicht sein," suchte er sich zu überreden. Aber dann beugte er sich kopfschüttelnd doch herab und suchte. Und sagte schließlich mit heiserer Stimme: „Sie ist's doch!"

Wir überlegten nur eine Minute. Eine Droschke war rasch beschafft, ein Arzt in der Nähe, ein Asyl in der Nachbarschaft.

Eine halbe Stunde bangen, qualvollen Ringens um verebbende Menschenleben.

Dem Doctor stand der helle Schweiß auf der Stirn, als er uns endlich die Rettung von zweien meldete. „Das arme Weib", sprach er voll tiefen Mitleids. „Es war ein hartes Stück Arbeit für nichts. Die Unglückliche klagte zum Herzzerbrechen über ihre Lebenserweckung. Wenn sie erst weiß, daß das eine arme Wurm dahin ist, wird sie sich gar nicht fassen können. Meine Herren, es giebt Fälle, wo die pflichtgebotene Ausführung unseres Berufes zur Grausamkeit werden kann. Ein paar Minuten länger und die arme Frau hätte so schön geruht nach allem Elend und Erdenleid, das sie sicherlich durchgemacht hat."

* * *

Waldow's Frau suchte sie am folgenden Tage im Krankenhaus auf. Linda's Wesen wirkt wie eine Liebkosung auf kranke Seelen.

Alles aufgespeicherte Weh und Leid löste sich auf unter ihrem Zuspruch in Thränen. All ihren Jammer beichtete die Frau der theilnehmenden Schwesterseele.

Es war die alte Geschichte von der Schutzlosigkeit der Frau gegenüber der Pflichtvergessenheit desjenigen, der das freie Verfügungsrecht und die Macht hat über das, was ihr gehört.

Lange Jahre hatte sie wie im Halbschlaf sein üppiges Leben getheilt. Dann waren ihr von einem warnenden Freund die Augen geöffnet.

Ein Herz sich fassend, hatte sie ihrem Gatten Vorstellungen zu machen gewagt: schüchterne Fragen über den Stand ihrer Verhältnisse, die Anlage ihres Vermögens.

„Kleine Frau, darum brauchst du dich nicht zu kümmern, das ist nicht Frauensache," hatte er sie gut gelaunt, lachend, leichtherzig abgefertigt. Und sie? Sie hatte sich beruhigt und weiter in den Tag hinein gelebt und genossen. Sie verstand ja auch in der That nichts davon. Kein Mensch hatte sie das gelehrt, kein Mensch sie je unterwiesen, zu hüten, was ihr und ihrer Kinder war.

Dann wurde er in die Residenz versetzt, und das tolle Leben schlug immer höhere Wogen bei ihm.

Sie saß einsam zu Hause und weinte.

Eines Tages brachte er Papiere nach Hause. Mit nervös zitternder Hand tippte er auf eine freie Linie. „Unterschreib das!" gebot er.

Sie blickte fragend zu ihm auf. Er legte die Hand auf ihre Schulter. Sie hatte ein Gefühl, als wolle er sie dadurch niederdrücken. Wie seine Finger flogen!

„Schreibe deinen Namen dahin!" wiederholte er mit Nachdruck, während sie das Schriftstück zu überfliegen suchte.

Es waren ihr Hieroglyphen. Je mehr sie einzudringen suchte, desto weniger verstand sie davon. Sie kam sich ganz dumm vor.

„Nur den Namen?" fragte sie.

„Auch geborene!" trieb er ungeduldig.

Sie gehorchte mechanisch. Er riß ihr eilig das Blatt unter der Hand fort, bewegte es gegen den Luftzug, damit es schnell trocknete, kniffte es und steckte es in die Brusttasche.

„Was bedeutet das, Achim?" fragte sie nachdenklich.

Er streichelte gönnerhaft ihre Wange. „Laß nur, Kind, du verstehst es doch nicht." Und plötzlich, in einer jetzt seltenen Zärtlichkeitsanwandlung, beugte er sich nieder und küßte sie. Achim von Feldau war trotz seines sündhaften Leichtsinns eigentlich ein gutmüthiger Mensch. Die kleine Frau that ihm vielleicht in diesem Augenblick leid! Er konnte ja aber nicht anders! Nichts führte zurück.

Und dann war er fortgegangen auf Nimmerwiedersehn mit dem Rest ihres Vermögens. Und nicht einmal allein, sondern mit derjenigen, die ihm so wacker dabei geholfen, das Vermögen seiner armen, schutzlosen Frau durchzubringen.

Eine kurze Zeit kämpfte die Ehverlassene für die Existenz für ihre Kinder. Die Erfolglosigkeit machte sie muthlos, das wachsende Elend verzweifelt. Die letzte Zuflucht aller schwachen Naturen, die nicht lange ringen mögen, ward der Schlußact.

Nach ihrer Genesung folgte natürlich das gerichtliche Nachspiel. Die Geschworenen aber hatten Mitleid mit dieser Gebrochenen und sprachen sie frei des fahrläßigen Mordes.

Neben mir in meinem kleinen Landhaus in Thüringen lebt eine stille, gebeugte Frau unter dem Titel meiner Hausdame, und draußen im Garten hetzt sich ein wilder, achtjähriger Bube mit meinem Jagdhund. Mattes Roth ist allmählich in das vergrämte Gesicht zurückgekehrt, aber in den traurigen Augen steht ein schreckliches Etwas: jene unergründliche Schwermuth des Menschen, der schon in die Ewigkeit geblickt hat.

Erinnerung.

Es ist das Herz ein Todtenschrein,
Man legt gestorbene Lieb' hinein,

Doch wenn der Mond am Himmel geht,
Die todte Liebe aufersteht,

Und schwebt um dich im blassen Licht,
Mit thränenfeuchtem Angesicht.

— Es gibt Gedanken, die Thaten sind, weil sie wirken.

Der Held der Trägheit.

Skizze aus Virginien von W. v. Schierbrand.

An der „Bar" im Sunnyside Hotel in Pocasset, einer kleinen Stadt im südlichen Virginien, stand eine lustige Gesellschaft und trank langsam aber sicher ihren kühlenden Mint Julep. Der alte Richter Shotwell, dessen geröthetes Gesicht mit Hülfe eines riesigen Bandannas immer wieder von den herabrieselnden Schweißtropfen gesäubert wurde, seufzte tief auf und murmelte dann, sich zu den Uebrigen wendend: „Eine Hitze zum Schmelzen — ein Wetter, wie es höchstens Pete Snooks, der berühmteste Faulpelz der Welt, vertragen kann."

Alle lachten. „Ja, Pete Snooks — das ist so was für den," bemerkte Gerrit Moore.

„Ich beneide Pete — es ist etwas Göttliches mit solcher Trägheit. Im Zeitalter des Perikles wäre Pete ein berühmter Philosoph geworden, dessen Schule mit Aristoteles concurrirt hätte — so eine Art von Diogenes steckt in dem Kerl, etwas Weltverachtendes, Selbstgenügsames", sprach wieder der alte Richter, der mit Vorliebe im klassischen Alterthum mit seinen Gedanken weilte, denn die Gegenwart hatte nicht viel Rosiges für ihn.

„Wie alt mag eigentlich Pete Snooks jetzt sein?" frug Sandy Halliwell.

„Ich schätze ihn auf circa 70 — dabei noch kein graues Haar — ein glückliches Loos, das ganze Leben rein dem Zufall zu überlassen. Und dabei überall beliebt und belobt zu sein," warf der Richter wieder ein.

Gleichsam zur Illustration dieser Worte trat im nächsten Augenblick Pete Snooks selbst ein. Eigentlich trat er nicht ein — „trat" ist ein zu starker Ausdruck. Er schob sich vielmehr langsam vorwärts, was ihm schon von Weitem etwas Eigenthümliches gab. Aber auch in der Nähe war Pete eine merkwürdige Erscheinung. Die ganze Gestalt hatte etwas Weiches, Kindliches. Das Antlitz leuchtete wie in innerem Frieden, wie wenn er mit sich selbst und der ganzen Welt sehr zufrieden sei. In dem bartlosen, etwas faltigen Gesicht leuchteten zwei Augensterne in ruhigem Glück.

„Hier, Pete, komm' und trink einen Mint Julep mit mir," sagte der alte Richter Shotwell.

Pete durchmaß langsam und bedächtig das Schankzimmer und setzte sich dann gemüthlich in die kühle, dunkle Ecke.

„Danke, Richter, aber um diese schöne Wärme nach Gebühr zu genießen, muß man nicht trinken," erwiderte Pete dann.

„Na, mach' mal 'ne Ausnahme, alter Knabe."

„Gut der Kameradschaft halber will ich's thun, obwohl mir nichts daran liegt."

Pete gab Jim Kelly, dem rührigen Getränkemischer hinter der Bar, einen kleinen Wink mit dem Zeigefinger. Der verstand, und einen Augenblick später stand der Becher mit dem duftenden Trank vor ihm. Lautlos, immer die mächtige Nase tief im Gefäß begrabend, nippte Pete dann seinen Mint Julep, wobei bei jedem Schluck ein sonniges Lächeln seine Mienen umspielte. Offenbar trank Pete den Stoff ganz gern, trotz seines anfänglichen Sträubens.

*

Als Pete Snooks endlich mit der Nase den Boden seines Bechers erreicht hatte, erhob er sich wieder ganz langsam und wandelte, die Gesellschaft mit einem stummen Abschiedsgruß beglückend, wieder hinaus in die brütende Nachmittagssonne.

„Wer von Euch weiß denn noch, wie sich Pete Snooks einmal die Unsterblichkeit errungen hat?" frug der alte Richter Shotwell.

Kurzes Schweigen. Darauf Al Busbee schüchtern: „Ich glaube, mal was gehört zu haben von der Geschichte. Es ist aber schon lange her und die Einzelheiten sind mir entfallen. Erzählen Sie doch 'mal — wie war das eigentlich Richter?"

Die Uebrigen stimmten mit ein. „Nun gut," sagte der alte Herr, „es wird ja nichts schaden, Euch jüngere Generation einmal wissen zu lassen, wie Eure Väter lebten. Aber dazu wird's nöthig sein, unsere Gaumen nochmals etwas anzufeuchten — Jim, nochmals dieselbe Dosis — für die Runde."

Jim wartete seines Amtes, und als das Gewünschte auf dem blanken, polirten Mahagoni der Bar stand, räusperte sich der alte Richter Shotwell und begann:

*

„Pete Snooks ist der Sohn eines Pflanzers im Black River-Thale und wuchs in Wohlleben auf. Sein Vater starb, als er 25 Jahre zählte, und das Besitzthum mit seinen 120 Sklaven ging auf ihn über. Das war Mitte der 50er Jahre. Pete war eine liebenswürdige, gastfreie Natur — ein richtiger südlicher Gentleman, gütig und nachsichtig gegen die Nigger und mit stets offener Hand und offenem Haus für seine Freunde und Nachbarn. Aber träge war er, sehr träge — dafür besaß er schon damals eine Reputation im ganzen County. Er war einige Jahre in Richmond auf dem College gewesen, aber gelernt hatte er da, glaube ich, nichts als einige lateinische Citate, die ihm so angeflogen waren. Diese Citate braucht er heute noch, wenn er sich 'mal recht wohl fühlt. Na, es waren so einige Jahre hingegangen und man sagte, daß die Snooks'sche Plantage stark verschuldet sei. Da brach der Krieg aus. Pete natürlich, als getreuer Sohn seines Staates, hielt es mit der Conföderation. Die Dinge gingen bergab, wie Ihr ja alle wißt. Die Schwarzen liefen theils davon, theils wurden sie von den Yanks in ihre Regimenter gepreßt, und die Arbeit blieb liegen. Die Maisfelder verwilderten, bis das Unkraut auf ihnen mannshoch stand. Nur noch einige treue, alte Nigger waren bei Pete geblieben, aber es fehlte an Nahrung, um selbst diese wenigen Mäuler zu stopfen. So standen die Dinge, als '64 einige Scharmützel zwischen Mosby's Scouts und versprengten Schaaren der Yankees in unserer Nachbarschaft vorfielen. Dabei wurde auch die Snooks'sche Pflanzung verwüstet, und eines Tages kam Pete hier in der Stadt an. Zum Heirathen war er von je zu träge gewesen, und so war er auch dies Mal allein, nur vom alten Toby, seinem Leibsklaven, begleitet. Alles auf seiner Plantage lag in rauchendem Schutt und Trümmern, und Pete versuchte, hier ein Unterkommen zu finden. Das hielt aber schwer, weil wir auch nicht viel zu brocken und zu beißen hatten hier in der Stadt. Es sah schlimm hier aus, und ich glaube, Pete muß eine böse Zeit damals durchgemacht haben. Arbeiten wollte er nicht — konnte er auch nicht — das wäre gegen die Würde eines südlichen Gentlemans gewesen, und der alte Toby war zu gebrechlich, um viel nützen zu können. Um diese Zeit verlor ich Pete eine Weile aus dem Gesichtskreis. Ich hörte nur, daß der Toby am Typhus gestorben sei und daß es Pete sehr schlecht gehe. Da es aber uns allen damals schlecht ging, so machte dies keinen Eindruck auf mich. Mittlerweile wurde Pete Snooks eben selbst krank, und es hieß, er sei gestorben.

*

„So wunderte es mich nicht, als ich ein paar Tage später hörte, er solle begraben werden. Da ich in seinem Hause mehrmals gastfreundlich aufgenommen worden war, so hielt ich's für meine Pflicht, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Der Trauerzug war sehr lang, denn Pete war ein populärer Charakter, der nur Freunde hinterlassen hatte. Mitten durch Main Street bewegte sich der Zug — vorn der einfache Sarg, getragen auf den Schultern von sechs prominenten Bürgern. Unter den Nachfolgenden war auch ich als Leidtragender. Vor Billy Boyle's Hotel hielt auf einmal der Zug mit dem Sarge. Was giebt's? frug man. Einer sagte, es sei was los mit dem Sarg. So schien's auch zu sein. Wir drängten uns alle darum her. Deutlich konnte man hören, wie im Inneren des Sarges an den Deckel geklopft wurde. Die Träger hatten, vor Schreck fast gelähmt, ihre Bürde mitten in die Straße hingestellt. Kein Zweifel — Pete mußte wieder zum Leben erwacht sein. Aus dem Hotel holte man schnelle Brechwerkzeuge und Schraubenzieher, und der Deckel wurde unter allgemeiner Spannung abgehoben. Darauf kam Pete nun zum Vorschein. Er hatte sich der Bequemlichkeit halber auf den Ellenbogen gestützt und sah ganz natürlich aus. Ruhig und schweigend musterte er die Umherstehenden, sah den blauen Himmel und die Sonne an und frug dann mit leiser Stimme: „Wo bin ich?" Man theilte ihm mit, daß er sich geraden Weges zum Kirchhof befunden habe. „Sonst nichts Neues?" verlangte er zu wissen. Nein, sagte man ihm, der Krieg dauert noch immer an und Lee sei gerade einmal wieder von den Yankees verhauen worden. „Meine Plantage noch immer in Trümmern?" Ja, das sei sie. „Und Toby noch immer todt?" Jawohl. „Na, dann schraubt den Deckel nur wieder zu und setzt das Begräbniß fort," sagte Pete. Sofort aber erhob sich Widerspruch. Pete bemerkte ruhig, daß das Lebendigbegraben nicht so schmerzhaft als Todesart sei, als das Verhungern. Da erhob Billy Boyle seine Stimme und machte die Offerte jeden Tag Pete eine Mahlzeit gratis zu spendiren. Davon könne er nicht leben, meinte Pete. Dan McElroy mischte sich hier ein und machte eine zweite Offerte — er wolle Pete 50 Buschel Mais geben. Sam Blake that desgleichen. Elliot Fitzroy legte noch 20 Buschel zu und Angus Maxwell ebenfalls. Athemlose Stille in der ganzen Menge, ob Pete unter solchen Umständen vielleicht seinen Entschluß ändern werde. Da erhob sich Pete halb auf seinem Lager im Sarge und stellte die Frage: „Soll ich das Korn geschält kriegen?" Nein, sagte man ihm, ungeschält. „Dann nur weiter mit dem Begräbniß," rief Pete mit matter Stimme und legte sich ruhig wieder hin.

Es genügt wohl zu constatiren, daß bei dieser Sachlage sich die vier Betheiligten erboten, auch das Korn zu schälen, worauf Pete gleichmüthig und langsam aus seinem Lager herausstieg und sich sofort nach Billy Boyle's Hotel verfügte, wo er seine erste Mahlzeit mit großem Appetit verzehrte.

Seitdem ist Pete Snooks geblieben, was er ist — ein Gentleman und Philosoph, dem die Stadt die Unannehmlichkeiten des Lebens soviel wie irgend möglich aus dem Wege geräumt hat. Das ist nun schon viele Jahre so gegangen, und vermuthlich wird's noch viele Jahre so gehen. Und aus diesem Grunde, Gentlemen, erhebe ich mein Glas und trinke auf das Wohl von Pete Snooks, dem Helden der Trägheit."

Und alle Anwesenden thaten Bescheid, während sich Richter Shotwell mit dem rothen Bandanna den Schweiß vom Gesicht wischte.

— Der rechte Mann. „Du hast Dich wieder verlobt und zwar mit einem Feuerwehrmann?" „Er soll die Schmach löschen, die mir der treulose Maler zugefügt!"

— Rechtfertigung. Herr: (zum Diener): „Kerl, ich glaube, Du rauchst von meinen Cigarren?" Diener: „Verzeihung, gnädiger Herr, nur an den Feiertagen!"